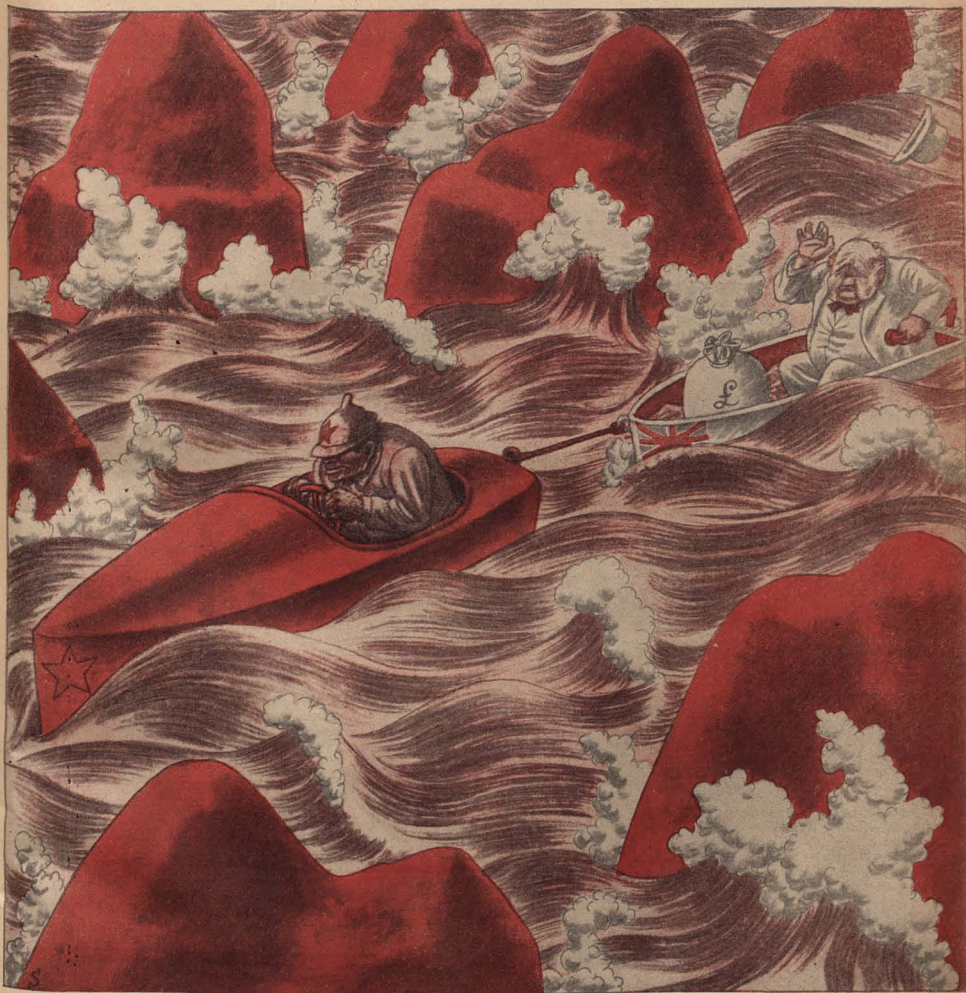


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

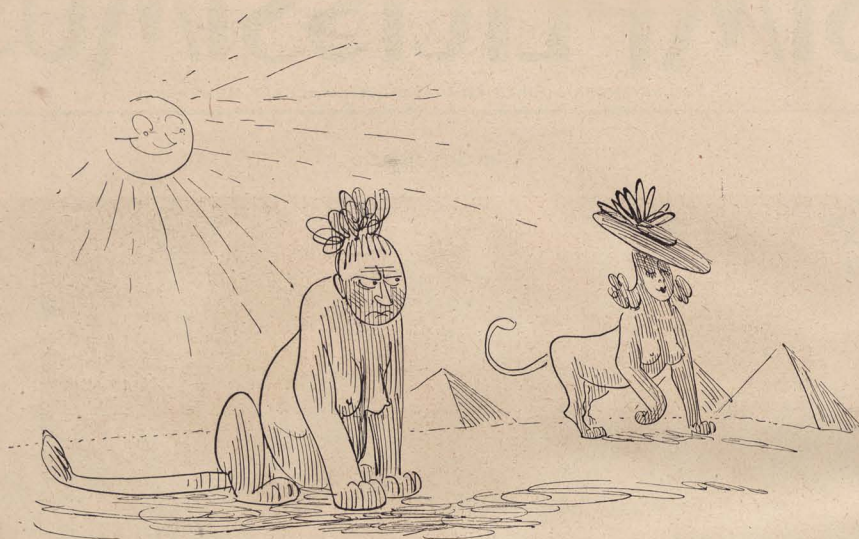
Im Schlepptau

(Erich Schilling)



Churchill: „Mir kann nichts passieren, ich habe ja das Steuer in der Hand!“

Rimorchiato: Churchill: "A me non può capitar niente; io già ho il timone in mano!",



DER RUCKSACK

VON WALTER FOITZICK

Mein Rucksack war unbrauchbar geworden, es fehlte eine Schnalle. Nun brauche ich aber meinen Rucksack jetzt. Es ist eine Zeit, wo man manchmal einen Rucksack braucht, und zwar keineswegs zu Lustreisen.

Ich ging zum Sattler. An der Tür des Sattlers war ein Schild: Reparaturen werden nicht mehr angenommen. Ich tat, als sähe ich das Schild nicht, man ist so Schilder gewöhnt.

Der Sattler war ein reizender alter Mann. Er sagte, er wolle den Schaden ausbessern. Ich war auch ganz reizend und sagte, es brauche nicht heut sein und nicht morgen, ich käme so in 14 Tagen mal wieder vorbei. Wir schieden wie zwei Menschen aus dem tiefsten Frieden voneinander. Wir benahmen uns gar nicht wie Handwerker und Kunde.

Nach vier Wochen ging ich mal wieder zu dem Sattler: „Na, was macht mein Rucksack?“ — „Leider noch nicht dazugekommen.“ — „Tut gar nichts, lieber Meister, ich komme mal wieder vorbei.“ Nach weiteren fünf Wochen brauchte ich den Rucksack. Ich ging zum Sattler. Der machte ein betrübt Gesicht und sagte: „Ist noch nicht so weit.“ Ich fand es selbstverständlich und erwiderte: „Na, dann warten wir halt noch ein Weilchen.“

Zeit verging. Ich kam wieder zu meinem freundlichen Sattler. Er erkannte mich sofort und ehe ich noch was sagen konnte, rief er: „So, jetzt kommt Ihr Rucksack gleich dran“, und dabei schien es, als wolle er sich auf ihn stützen.

Dem Mann mußte Zeit gelassen werden, ich wollte ihn nicht drängen, deshalb kam ich erst nach einem Monat wieder. Als mich die Sattlersfrau in den Laden treten sah, wies sie nach hinten und sagte: er sei in der Werkstatt. „Er“ war der Mann, nicht mein reparierter Rucksack. Ich getraute mich auch nicht mit dem freundlichen Handwerker von dem Rucksack zu sprechen. Oh, wir redeten von vielem andern. Wir sprachen viel von Gerüchertem und daß dazu helles Friedensbier so gut schmecke. Ich fühlte, wie ihn mein Rucksack bedrückte. Beim Abschied sagte er nebenbei und abschließend: „Morgen ist er fertig.“

Ach, das hätte der Mann nicht tun sollen, denn jetzt kann ich nicht mehr zu meinem Sattler gehen, ich kann den Mann nicht leiden sehen. Ich vermeide die Straße, in der er wohnt, damit er mich nicht trifft und womöglich auf den Gedanken kommt, ich wolle zu ihm. Es wäre dem Mann doch gar zu peinlich, und mir erst! Ich glaube, ich muß auf meinen Rucksack verzichten. Ich kann doch so einen freundlichen Mann nicht blamieren.

STADTURLAUB

Den schönsten Soldatenwitz, den ich je gehört habe, möchte ich nicht für mich behalten, denn er trifft so die Nötle jedes einzelnen Soldaten, der frisch eingezogen zum ersten Male seinen Stadt-ausgang hat.

Dies war also der Fall bei meinem Nachbar, dem Sonnenlechner-Marini, einem richtigen Bullen von Kerl, groß, kräftig massig, nicht sehr schnell im Denken, dafür aber um so behender im Zugreifen und Schaffen.

Er war zu den Gebirgsjägern eingezogen und als er das erstmal in seiner Uniform durch die Straßen der Stadt ging, lief er an einem Major vorbei.

In der letzten Minute schrak er zusammen, es gab ihm förmlich einen Ruck, als er so spät den hohen Vorgesetzten bemerkte, die Hand fuhr blitzschnell an die Mütze und im lautesten Bayrisch erklang aus seinem Munde:

„Saxend! Himmelkreuzdonnerwetter! Jetzt hätt's i beinah übersen!“

J. H. R.

KOLLEGEN

Nah beim Fenster, im Spaller,
zwischen Latten klebt ein Neffchen.
Brütend ligt ein Federtier
drin mit einem roten Weffchen.

Gerne schau' ich ihm so zu,
nenn ich unterm Fenster liege
und dabei voll Seelenrub'
mich in Hochgedanken relege.

Brüte nur! Ich brüte auch.
Jedes tut's an feinem Platze:
du mit einem roten Bauch,
ich mit einer blanken Glatze.

Dein Ergebnis, kleiner Fant,
lernt gewiß noch einmal fliegen;
aber meines, nie mir khwant,
bleibt in Der Kommode liegen.

Ratatoröh



„Was soll ich nach London melden, General Eisenhower?“
„Genau wie Cäsar, drei Worte: Veni, vidi, stop!“

Il nuovo Cesare: „Cosa devo annunciare, generale Eisenhower?“, — „Precisamente como Cesare, tre parole: Veni, vidi ... stop!..“

DAS RENDEZVOUS

VON BERNHARD BERG

Also da steht der Kopperschmidt eines Abends an der Haltestelle der Straßenbahn und wartet auf Griselda. Es ist ein kalter, regnerischer Tag. Die Laternen auf den Bürgersteigen spiegeln sich wie in einem See in den nassen Pfäffern; vor den Häuserfronten brauen kleine Nebel hoch, und die Stiele sind fräsierte Ungeheuer geworden, die den Gossendreck schmatzend in sich hineinschlucken.

Neben Kopperschmidt steht ein Mann mit einem Kropf. Der hat den Schirm wie ein Gewehr geschultert und verteilt sich die Zeit damit, daß er in Abständen in ein großes Taschentuch niest. Es geschieht auf eine ziemlich gedrückselige Art, die ein wenig der guten Sitte zuwiderläuft, zumal der bislang noch unbekannte Blattenträger ein Vergnügen darin zu finden scheint, jeden seiner Erklärungsversuche mit einer Serie unchristlicher Flüche zu beschließen.

Soweit es die spärliche Beleuchtung zuläßt, sieht sich Kopperschmidt den unbegleiteten Nachbar etwas genauer an. Nun, der Mann ist von mittlerer Statur und außer dem Kropf, der ihm unbefangt unter dem Kinn hängt, ohne hervorstechende Merkmale. Man könnte ihn für einen braven Bürger halten, der seine Steuern pünktlich bezahlt und abends am Stammtisch tiefgründige Gespräche über Geschäfte und Kommunalpolitik führt. Ein Mann wie tausend andere. Ein durchschnittlicher Zeitgenosse mit einem Schnupfen.

Bei einer Gelegenheit begegnen sich ihre Blicke. Das ist, als Kopperschmidt seinerseits das Taschentuch hervorzieht und dreimal vernehmlich niest. Der Mann mit dem Kropf sagt: „Prost!“, Kopperschmidt sagt: „Danke“, und die Beziehung ist hergestellt.

Es ergibt sich im Laufe der nun folgenden Unterhaltung, daß der Mann mit dem Kropf Ohnesorg heißt und in Chemnitz einen Engroshandel mit Damenschuhen betreibt. Er sei seit einer Woche in dieser Stadt, sagt er. Und die Frauen hier wären keine Raubtiere.

Lieben einen glatt über eine Stunde im Regen warten. Aber nun hätte er die Nase voll. Nee, wirklich, es sei zum Kotzen! Ganz ratlos steht Herr Ohnesorg aus Chemnitz unter seinem geschulterten Schirm und blitzelt mühevorgnügt mit den Augen, die an den unteren Lidrändern gerötet sind. Von Zeit zu Zeit holt er tief Luft, beugt sich weit nach hinten zurück, um dann jedesmal mit einem unbeschreiblichen Getöse und gleichsam kopfüber in das bereitgehaltene Taschentuch hineinzustürzen.

Der Kropf gerät hierbei in schaukelnde Bewegung, und Kopperschmidt hat für eine Weile das unheimliche Gefühl, in diesem hellen zitternden Beutel verloren sich der ganze Zorn seines Trägers.

Nun kommt die Straßenbahn. Vier Leute steigen aus. Griselda ist nicht dabei. Auch Herr Ohnesorg wartet vergeblich. Er hat den Regenschirm zugeklappt und schüttelt den Kopf so heftig, daß der Kropf unter dem Kinn nahezu beängstigen-

den Erschütterungen ausgesetzt ist. Dabei murrend er unverständliche Worte, schnalzt ingrimmig mit der Zunge und atmet hörbar durch die Nase. „Ne“, meint er schließlich und betrachtet Kopperschmidt mit einem kurzschichtigem Blick, „das wäre also erledigt. Mein Bedarf ist gedeckt. Fühlen Sie bitte einmal meine Hände an. Ich will diesen Regenschirm fressen, wenn ich morgen nicht mit einer Grippe im Bett liege. Man ist eben noch Kavaller. Man glaubt an die Zuverlässigkeit einer Frau. Es ist ein Glück, daß ich langes Unterzeug trage. Wie spät ist es übrigens? Ich bin davon überzeugt, daß sich meine Uhr bei diesem Sawwetter auch einen Schnupfen geholt hat. Bitte, was sagten Sie...?“

Kopperschmidt hat nichts gesagt. Er läßt Herrn Ohnesorg reden. Trübsinnig starrt er in den Regen, der ihm den Hut und das Herz aufgeweicht hat. Ihm ist nicht wohl in seiner Haut; die Kälte der Fülle überschwelt den Körper in winzigen Stößen und macht die Gedanken seltsam starr. Gut, daß es so ist; Kopperschmidt würde sonst nicht so ruhig dastehen und lächeln. Während er schweigt und auf eine abgründige Art vor sich hinastert, packt ihn eine fast schmerzende Sehnsucht nach Wärme und Geborgenheit. Die Straße, der Regen und der gesprächige Herr Ohnesorg bedrängen sein umflortes Gemüt, dem alle heiteren Bilder entwichen sind, wie eine sacht anschleichende Krankheit. Was ist sein Leben ohne Griselda?

Eine Summe von nichtssagenden Tagesabläufen und im Grunde ein Dreck. Wäre Kopperschmidt ein Poet, würde er in diesem Augenblick völligen Entwürzeltheits den Olymp erklimmen und anklagende Sätze gegen alle rothaarigen Frauen der Welt über die Erde schleudern. Aber Kopperschmidt ist nur ein schlechter Versicherungsmann, dem die ulyssischen Gefilde verschlossen sind.

Das Ventil seiner Gemütsbewegungen ist der Bierhahn oder das tröstende Gepolts einer freundlich hingelagerten Kognakflasche. Man müßte sich besaufen, denkt er und hat auf einmal den

wohligen Vorgeschmack eisgekühlten Pilsners und aromatisch duftender Schnäpse auf der Zunge. Es ist wie ein Schicksal, daß sein immer noch abgekehrter Blick den des Nachbarn sucht, der die Augen zusammengekniffen hat und mit seiner wenig asmatischen Stimme zu Kopperschmidt sagt: „Der Teufel hole es, aber ich schlauche mich heute Abend voll. Kennen Sie Pilze Trümm?“

„Jawohl!“, sagt Kopperschmidt, „ich kenne ihn.“ Quer durch die Pfütze laufen sie. Und nun kommt die Geschichte mit Griselda.

Sie sitzen in der kleinen Bar von Pilze Trümm, der Kopperschmidt und Herr Ohnesorg, trinken eisgekühlten Pilsner und jedesmal vorweg einen Schnaps. Es sind nur wenige Leute da. An der Theke steht ein Mann, anscheinend ein Däne, eifrig damit beschäftigt, ihn dicken Pilze Trümm beim Knobeln hereinzuzulassen. Als der Wirt eine Revanche verlangt, sagt er: „Fangen blev hulpen“, was Herr Ohnesorg, der in Kopenhagen war und ein wenig Dänisch kann, mit dem Gefangenen kann geholfen werden, übersetzt. Er ist ein vielgeleierter Mann, der Herr Ohnesorg, sogar Spanisch spricht er. Da kauert hinten in der Ecke ein Liebespaar, das sich küßt. Herr Ohnesorg bemerkt es und sagt: „Och Ohnesorg bonito es auch gar nicht nötig“, ruft Herr Ohnesorg. Der Zufrieden sitzt er da und erzählt Kopperschmidt von seinem Geschäft, von den Reisen, von den Frauen, es nimmt kein Ende. Dann war noch ein Mann namens Dibuwelt da, dem Herr Ohnesorg vor Jahren die Freundin ausgespannt hatte. In Paris wäre das gewesen, in der Rue St. Didier.

Vraiment, was für ein Weib Schwarz wie der Teufel und gar keine Frau für den Dibuwelt, der ihr Gedächtnis aufgab, anstatt ihr auf eine handfeste Art zu zeigen, was ein Harko ist. „Wissen Sie, lieber Kopperschmidt denken Sie sich ein Weib mit rotem Haar und ganz in Schwarz, die Augen schwarz, das Kleid schwarz, oh, und dann...! Auf einmal fällt Herr Ohnesorg ein, daß die Dame, die ihn versetzt hat, gleichfalls ein Weib wie die Blanche von der Rue St. Didier.

Ja, präht er, er hätte sie in einem Kathaus kennengelernt, hätte sie ein Stück Weges begleitet dürfen, oh, es wäre eine spannende Geschichte. Doch Kopperschmidt hört gar nicht hin. „Hm“, macht er bloß und spürt das Lächeln von Griselda wie einen Kapillarreiz auf der Kophaut. Er kann plötzlich nicht mehr ruhig hiszen, eine leise Betrunkenheit zwingt ihn, aufzustehen und nach dem Telefon zu fragen.

Auf dem Telefon steht er in der kleinen Zelle und läßt sich mit Griselda verbinden. Es meldet sich niemand. Nur das Rufzeichen tönt durch die Stille und das rasende Pochen seines Herzens. Fünf Minuten wartet Kopperschmidt am Apparat, dann geht er wieder nach drinnen. Herr Ohnesorg hat neue Getränke aufahren lassen. Sein Kropf scheint Hektom-

SÜDLICHER HOFMUSIKANT

In die heißen Höhlen der Marsarden, durch die Schläfen der darin verkrochnen Existenzen,

Rasselt plötzlich Blechmusik und wärmt das Blut zu Fiebergraden auf,

Daß die tiefen Augen wieder funkeln und die kuffenstöhnten Lippen glänzen,

Daß der kleine Muskel in der Brust sich angetrieben fühlt zu schneller'm Lauf.

In die heißen Höhlen der Marsarden, in das Blut der dort hinein Verbannten

Hüpfen Abenteuer, aus Trompete, Schelle, Pfliff und Orgelton gemischt,

Und der Welt des Hofes ist für zehn Minuten vom Konzert des Bettelmusikanten

Aus der Wüstendürre fortgerückt und unbegreiflich aufgefrischt:

Unten aber, wo die tierhaft wilden Töne ihren Ursprung nehmen,

Dreht an einer Kette sich ein Affe auf zwei dünnen Beinen hin und her,

Muß sich schließlich auf zum Salto und zum Handstand noch bequemen,

Doch den angehör'n Spieltrieb kennt sein ausgelaugtes Herz nicht mehr —

Und der Leiermann, der seine Kurbel dreht, Trompete bläst und mit dem Fuß den Schlagwerkzeugen

Ihre höllische Musik entwirft, begreist auch sich längst nicht mehr dafür,

Viele Kummerjahre hatten ihn die Haare bleichen und die Schultern beugen,

Mitleidlose Menschen weisen jeden Tag auf's neue ihm die Tür . . .

Aber wenn im Hof dann doch ein paar Münzen klappern oder gar vom Fenster eine Stimme

Bravo ruft und eine fremde Hand dem Affen Zucker gibt,

Dringt ein Strom von Güte durch sein Herz, der all das Dunkle dort und Schlimme

Lächelnd tilgt und es vermag, daß auch der Leiermann sein Spiel noch einmal liest:

Ungeahntes Feuer steigt dann aus den Takten, und ihr Meister

Ist nicht minder stolz und froh als der gefeierterste Tenor,

Auch in seinen Affen Blut erquaden wie ein Wirbelwind die Lebensgeister,

Und ein Schwall von glückgehauchten Tönen tauscht einpor

In die heißen Höhlen der Marsarden, wo auf einmal tiefe Wunder haussen,

Wo es allenthalben funkelt wie ein süßbrausches Sommerfest,

Bis die Melodien feierlich im größesten Gesang der Welt verhaussen

Und der Leiermann mit seinem Affen ohne Bitterkeit den Hof verläßt.

HERBERT FRITSCHKE



„Ich frage dich: können Männer überhaupt treu sein?“
„Können schon, aber mögen nicht!“

Correzione: „Credi tu che in realtà gli uomini possano esser fedeli?, — “Sì che possono, ma non lo vogliono!..“

ben Flüssigkeit schlucken zu können. Er ist nüchtern wie zuvor, hat das Glas ein um das andere Mal, macht einen Rüsselmund und gießt sich die halben Liter ohne abzusetzen in den Blähbals, der trotzdem nicht prallt wird.

Die Geschichte von der rothaarigen Dame ist noch nicht zu Ende. „Hören Sie mal zu, junger Mann“, sagt Herr Ohnesorg, einen unterbrochenen Satz genau an der Bruststelle flickend und weiterführend, „... standen wir also vor ihrem Haus. Golt mag wissen, wie die Gegend heißt, ich bin hier fremd. Nun, es war ein vernünftiger Abschied, was glauben Sie! Wie ich ihr den Hals küsse, sehe ich, daß sie neben dem linken Ohr einen großen Leberleck hat, ganz dicht unter dem Ohring aus Aquamarin. Ich sage ...“

Es bleibt bei dem, was Herr Ohnesorg der rothaarigen Dame zu sagen im Begriff stand. Kopperschmidt hat eine Bewegung gemacht, die wie ein Ansatz zum Sprung ist. Sein Kopf liegt tief zwischen den Schultern. Fast hat es den Anschein, als wäre er entschlossen, dem jäh verstummten Herrn Ohnesorg den Inhalt seines Glases ins Gesicht zu schütten. Pijsje Trümm sieht es und schiebt den Kellner an den Tisch. Nun hat sich Kopperschmidt wieder in der Gewalt. Alle Betrunkenheit ist verfliegen. „Bringen Sie mir noch einen Schnaps“, sagt er zum Kellner, und als dieser zögernd stehen bleibt, fügt er verbessernd und mit einer kleinen Entschuldigung in der Stimme hinzu: „Noch zwei Schnäpse selbstverständlich!“ Sie trinken, und es geschieht nichts. Herr Ohnesorg ist kein Mann, den derartige Dinge zu erschüttern vermögen. Er weiß, daß sich so ein Rausch nicht errechnen läßt wie eine Ordre in seidenen Damenhemden oder zarfarbenen Crêpe

da chine-Garnituren. Ein Freund von ihm geriet, sobald er betrunken war, jedesmal in einen Zustand der Raserie, die dem Arzt, der ihn nach solchen Exzessen nähte und verband, zum Wohlstand verhalf. „Na, nu bleiben Sie mal friedlich“, sagte er, „und trinken Sie einen Kaffee. Das geht schon vorüber, ich kenne das. Da schlappt man irgend einen Rochus mit sich herum, und die Kanaille will bei der nächstbesten Gelegenheit heraus aus dem Körper.“

Nein, sagt Kopperschmidt, er sei keineswegs betrunken. Ganz fest sitzt er auf seinem Stuhl, von einem namenlosen Gefühl überwältigt. Wieder ist es Griselda, deren Lächeln seine Phantasie verewaltigt, ihm die Ruhe nimmt und sein Blut seltsam erhitzt. Griselda, eine Frau mit rotem Haar und einem Mutterarm neben dem linken Ohr. Griselda, die schwor, Kopperschmidt ewig zu lieben und die sich statt dessen von einem Scheusal den Hals küssen ließ! Niemand wird Kopperschmidt einreden können, daß es nicht Griselda war, der Herr Ohnesorg aus Chemnitz sein galantes Abenteuer vor der Haustür verdankte. Der Leberleck... das rote Haar... das Ohrgehänge von Aquamarin; für eine Weile hält die Welt den Atem an, und in diesem Schweigen sitzt nur Kopperschmidt. Was wird er tun? Nichts wird er tun. Er gleicht in jenem Augenblick einem Schläfer, den ein häßlicher Traum quält. Vor der Theke steht noch immer der Däne und wüffelt mit Pijsje Trümm. Das Liebespaar im Hintergrund liegt einander in den Armen. Auf einem Stuhl neben der Treppe hockt der Kellner, gähnt und kratzt sich einen Missetag vom Hals. Herr Ohnesorg hat ein Notizbuch vor sich liegen, in das er nachdenklich lange Zahlenkolonnen einträgt. So

bald etwas nicht stimmt, schneuert er sich den Kopf mit dem Handtuche.

Kopperschmidt ist mutterseelenallein. Er hat die Augen geschlossen und nimmt Abschied von Griselda. Das währt eine ganze Zeit, bis ihn die Unruhe hochreibt. Wie im Sturz befällt ihn ein Gefühl tiefsten Hasses gegen Griselda und den eifrig schreibenden Herrn Ohnesorg. Das Bedürfnis nach Klarsicht zieht ihn mit magischen Kräften nach draußen zum Telefon. Abermals wählt er Griseldas Nummer. Nun wird er blaß, denn er hat ihre Stimme am anderen Ende des Drahtes vernommen. Die Hand, die den Hörer hält, zittert. Seine Sprache klingt zusammenhanglos und ist wie heiser. Dann schweigt er lange, hoch, spricht wieder, verstummt, schüttelt den Kopf, ist völlig ratlos und verwirrt und durcheinander geworden von hundertlei Empfindungen. Plötzlich lächelt er, holt zwei, dreimal tief Luft und bläst den Atem mit einem stakaltierenden Geräusch aus den Lungen. Als er nach einer halben Stunde abhört, ist sein Gesicht friedlich wie nie zuvor.

Am Tisch sitzt Herr Ohnesorg und spricht während des Schreibens laut vor sich hin: „Zwei Dutzend Seidenhemden, illa, Qualität A... vier Dutzend Seidenschlüpfer, illa, Qualität A...“ Nichts Abenteuerliches haftet ihm mehr an. Ein solider Bürger mit einem klaren Verstand. Kopperschmidt sieht, nickt er ihm flüchtig zu. Immerhin hat er sein Lächeln erspäht. „Nun, junger Mann“, sagt er und fährt fort zu schreiben, „etwas Freundliches erlaube, Qualität B... Oder bloß mal rausgehen?“

„Etwas Freundliches erlaube“, erwidert Kopperschmidt. „Die rothaarige Dame läßt Sie grüßen. Sie bedauert, nicht gekommen zu sein, aber es gab hinreichende Gründe, die ihr Erscheinen verhinderten. Sie liebt mich nämlich, obgleich sie Ihnen die Freiheit einräumte, ihr den Hals küssen zu dürfen. Im Übrigen beruhte unter heutiges Rendezvous auf einem Irrtum. Wir waren für morgen verabredet.“

Herr Ohnesorg klappt das Notizbuch zu. Er wird ein wenig verlegen, macht den Mund auf und gießt sich einen Halben in den Kropf. Hierauf stützt er den Kopf mit der Hand und guckt trübsinnig in den Armen, wo ein Stück der welligen Unterwäsche aus der Manschette hervorlukt. Ihm ist die Sache sehr peinlich, denn an der ganzen Geschichte war kein wahres Wort. Er hatte Griselda während eines Einkaufs im Warenhaus gesehen, hatte sie hartnäckig verfolgt, hatte sie angesprochen und um ein Wiedersehen gebittet. Ja, ja, denkt er, die Welt ist doch ein Dorf. Da kommt man nu aus Chemnitz, redet eine Dame an, ersucht sie um ein Rendezvous, sie sagt Ja, und die ganze Kleinigkeit diene nur dem Zweck, mich auf eine anständige Art loszuwerden. Und das mit dem Kuß... du lieber Gott! Wer gezeichnet war wie Herr Ohnesorg, der schafft sich seine Abenteuer gleichsam im Geist. Ein wenig Renommée, mein Lieber, nichts weiter. Laufen Sie mal mit so einem Ding unter dem Kinn durch die Weltgeschichte! Ja, Herr Ohnesorg kommt sich in diesem Augenblicke wirklich wie ein Mann vor, der sein Schicksal in einem Beutel von Haut mit sich herumschleppt wie eine Känguruhmama ihr Junges. „Nichts für ungut, junger Herr“, sagt er und wird ein wenig rot.

Sie reichen sich die Hände. Kopperschmidt zahlt die Zeche und verabschiedet sich mit Herrn Ohnesorg.

Eine sehr blonde Dame mit einem geschminkten Gesicht betritt die Bar von Pijsje Trümm. Wenig später sitzt sie bei Herrn Ohnesorg am Tisch. Er ist nicht mehr ganz nüchtern, denn er will sein Schicksal vergessen. Der Rausch steigert sein Lebensgefühl. Nun ist er bestellt hat, versteht seinen Geist von neuem mit Kraft und Phantasie. Mag der Kopperschmidt mit seiner roten Furie selig werden! Er hebt das Glas und sieht aus tausend funkelnden Perlen seine Traumwelt emporsteigen, die sein armes Leben mächtig überstrahlt. Da war es umlängst in Mailand! Der sein Schicksal in einem Beutel von Haut mit sich herumschleppt wie eine Känguruhmama ihr Junges. „Nichts für ungut, junger Herr“, sagt er und wird ein wenig rot.

„Na denn man Prost, du kleiner Casanova“, sagt die Blonde.

Und Herrn Ohnesorgs Blähbals zittert vor Glück.

Italienische Terrasse - Terrazza Italiana

(K. Rössing)



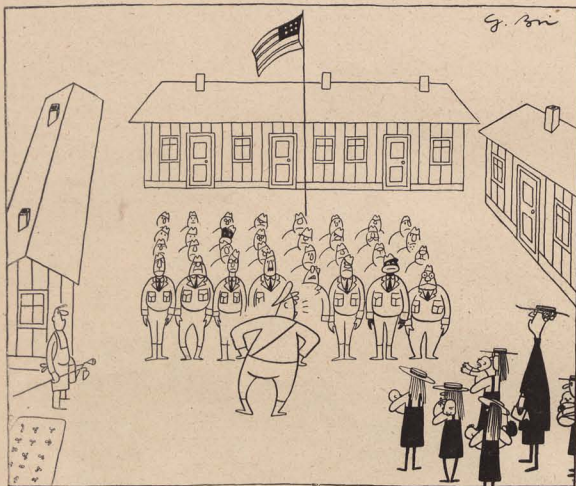
Begeisterung

(R. Kriasch)



„Wissen Sie, Fräulein Edith, wenn ich Sie so ansehe, habe ich immer das Gefühl, Sie sind begehrenswert, wie Mangelware!“

Entusiasmo: "Sapete, signorina Edith, quando Vi guardo, ho sempre l' impressione che Voi destiate bramosia, come merce che scarseggia.f.,



„Es melden sich diejenigen, die eines abends an die Schülerinnen des Queen-Victoria-School mit der Frage herantraten: ‚Ratet mal, wofür kämpfen wir?!‘“

„Si presentano coloro che una sera fecero alle scolare della Queen Victoria School, la domanda: ‚Indovinate un po', a che scopo combattiamo noi?!‘“

DER AKKURATE ONKEL JULIUS

VON ERNST ROSKOTHEN

„Hoffentlich wirst du noch mal so akkurat wie Onkel Julius“, so höre ich manchmal noch jetzt meine salige Mutter zu mir sagen, wenn ich mal wieder etwas vergessen oder nicht weggeräumt hatte. Und ich sehe mich wieder in meinen Fliege Jahren zu Besuch bei dem Onkel der, in der Tat ein Muster von „Akkuratese“, war, wie man damals noch zu sagen pflegte. Dabei: erinnere ich mich gern eines Vorfalles, der mir besonders haften geblieben ist.

Der Onkel hatte eines Morgens, noch bevor er zum Dienst aufs „Amt“, die Post erhalten. Ich saß mit ihm am Frühstückstisch, es aber dann ging, die Briefe mit einem Federmesser feil säuberlich aufzuschneiden. Zugegeben, es sieht hübscher aus, man öffnet mit einem Federmesser, als daß man es rüsch-ratsch mit dem Finger macht. So hatte ich es einmal in Gegenwart des Onkels mit einem eigenen Brief gemacht. Die Wirkung war furchtbar. Der Onkel erschrak bis ins Tiefste seiner Seele drüber, daß ein Mitglied seiner weiteren Familie solch ordnlichen Allüren haben konnte. Der Tante hatte er es im Laufe der Jahre schon gründlich ausgetrieben, auf die Idee zu kommen, etwa eine Haarnadel zu Hilfe zu nehmen. Nachdem Onkel Julius die Briefe nun alle hübsch aufgeschlitten hatte, holte er einen silbernen Bleistift aus der Westentasche, mit dem man in allen Regenbogentönen schreiben konnte. Man mußte nur richtig daran zu drehen wissen. Zu gern hätte ich diesen Bleistift einmal näher angesehen und untersucht. Aber der Onkel ließ mich nicht einmal daran rühren, geschweige denn

daran drehen, da ich das gute Stück sicher beschädigen würde. Mit Kopierstift — einmal drehen — ging er nun daran, auf alle Schreiben den Engangsvermerk zu setzen. Diese Notiz, „Einged. den 14. 5. 14“ verahnte er ordnungsmäßig mit der abgekürzten Ortsangabe „Bin.“, sowie mit einem kunstvoll verschlungenen „R.“, wie es ihm niemand in der Welt hätte nachmachen können. Als ich ihn, andachtsvoll der Zeremonie zuschauend,

MEIN FREUND JOHANNES

Wir besuchten Johannes überraschend. „Oh, nun kann ich euch gar nichts rechtes anbieten“, bedauerte Frau Johanna. „Ich habe nur noch zwei Stück Kuchen. Die wollen wir uns aber jedenfalls teilen. Ihr eins und wir eins.“ Martin und ich teilten uns also unser Stück, während Frau Johanna das andere im Eifer des Gespräches ganz und alleine aß. Geduldig schaute Johannes zu, bis der letzte Krümel verschunden war. Dann meinte er freundlich:

„Wenn du mir jedenfalls sagen würdest, wie es geschmeckt hat —“

*

Johannes hatte sich photographieren lassen. Er zeigte uns die Aufnahme.

„Direkt bedeutend sieht; du darauf aus!“ stellte ich fest.

„Ja, der Mann hatte einen sehr scharfen Apparat“, sagte Johannes.

harmlos fragte, was das „R.“ bedeute, meinte er, halb verwundert über soviel Unwissenheit, halb miträuschlich, ob ich mich nicht vielleicht über ihn lustig machen wolle, das sei doch klar, es sei der Anfangsbuchstabe seines Namens. Jeder Vermerk müsse, so fügte er hinzu, zu seiner Wirksamkeit ordnungsmäßig unterzeichnet werden, zumindest abgekürzt. Das leuchtete mir ein, obwohl mir nicht restlos klar war, warum z. B. auch die mit der Post angekommene Werbeschrift von „Spratts-Hundekuchen“ und die letzte Monatsrechnung des Gaswerks mit einem solch feierlichen Vermerk geschmückt werden mußten. Dann der Onkel hatte doch gar keinen Hund mehr, und die Gasrechnung kommt sowieso pünktlich bald nach Monatschluß.

Hätte es nun bei diesem Engangsvermerk mit abgekürzter Unterschrift sein Bewenden gehabt, so würde ich den Onkel Julius als Musteronkel vermutlich noch heute in bester Erinnerung haben und vielleicht auch fast so akkurat geworden sein wie er. Daraus ist aber leider nichts geworden. Es war aussichtslos. Das kam so:

Onkel Julius, der an jenem Morgen nun sämtliche Briefe mit Engangsvermerk vor sich liegen hatte, drehte jetzt wieder an seinem silbernen Bleistift, worauf sich die rote Farbe meldete. Und dann ging er noch ein zweites Mal alle Schreiben durch. „Steht du“, sagte er zu mir, der ich jetzt wirklich neugierig geworden war, was wohl noch alles kommen möchte, „jetzt muß man die Post erst mal sachlich ordnen“, und er murmelte so etwas wie „klassifizieren“. Richtig verstanden habe ich das Wort nicht, obwohl es Latein war und ich damals schon im dritten Jahr Latein lernte. Und dann setzte Onkel Julius auf das erste Schreiben, das mit amtlichem Siegel versehen war und wohl von seiner vorgesetzten Behörde, dem Obergrundbuchamt, stammte, in flammendem Rot das Wort „Gehaim“, das er zweimal unterstrich. In dem zweiten Schreiben einer hübschen Ansichtspostkarte, sandte ihm meine Cousine Bertha — ich konnte ihre Schrift erkennen — herzliche Grüße aus Oberammergau, wo es herrlich sei und gute Verpflegung gebe. Auf diese Postkarte setzte Onkel Julius, ebenfalls in flammendem Rot, „Persönlich“. Die Gasrechnung bekam den Vermerk „Eilt sehr, noch heute!“, die Monatsrechnung des Tageblattes die Aufschrift „Sofort, durch Sonderboten“. Ein weiterer Brief, der, schon dem Papier nach zu urteilen, offenbar von einer Dame stammte, mich damals offenbar noch für recht bild — schonungslos mit „Vertäulich“ charakterisiert. Sämtliche Rot-Vermerke unterzeichnete der Onkel übrigens wieder mit dem ominösen „R.“. Warum er jedoch in diesen Fällen Orts- und Zeitangabe wegließ, konnte ich nicht recht einsehen, entzieht sich übrigens auch heute noch, wo mir inzwischen manches aus dem Leben des Musteronkels verständlicher geworden ist, meiner Kenntnis. Zu fragen wagte ich damals nicht.

Alle diese gezeichneten Schriftstücke wanderten dann in des Onkels Brusttasche, um sichtlich bald durch ihn selbst müstergültig erledigt zu werden.

Und was geschah mit „Spratts-Hundekuchen“, der allein noch, nur mit Engangsvermerk versehen, vor dem Onkel auf dem Tische lag?

Der Onkel drehte noch einmal an seinem Bleistift, schrieb auf den Umschlag in blauer, schöner Schrift „I. d. Pap. eod.“, unterzeichnete mit „R.“, erhob sich, näherte sich dem Papierkorb, zerließ „Spratts-Hundekuchen“, ungeachtet des darauf angebrachten Engangsvermerks in Kopierstift und der weiteren Verfügung in Blau vom gleichen Tage, in viele Stücke und übermittelte diese der bereits genannten hübschen Sammelstätte allen bürokratischen Urnats.

Da erkannte ich, daß der Vermerk hatte heißen sollen: „In dem Papierkorb am selben Tage“. Und es wurde mir klar, daß der Wunsch meiner Mutter, so akkurat und ordentlich zu werden wie Onkel Julius, unerfüllbar war. Und dabei ist es. Gott sei Dank, auch geblieben.

Telegramm an Stalin

(O. Gulbransson)



„Brauche dringend Hilfe — wann kommt fünfte Front?“

Telegramma a Stalin: „Ho bisogno urgente d'aiuto. Quando viene il quinto fronte?„



„Mr. Roosevelt, Ihre Tiefflieger morden Frauen und Kinder!“

„Na und? — Selig sind, die Verfolgung leiden!“

Il Presidente più cristiano di tutti: „Mr. Roosevelt, i vostri aiatori a bassa quota uccidono donne e bambini!.. — “Ebbene?... Beati i perseguitati!..“

RESIDENZBALLETT

VON H. DÖRR

Es war zu Jener Zeit, als die Landesväter der einzelnen kleinen, deutschen Staaten teils munter und friedlich, teils in grimmiger Fehde nebeneinander regierten. Der Herrscher eines winzigen Fürstentums erwartete den Regenten eines nicht viel größeren Nachbarstaates in seiner Residenz zu Gast. Um dem hohen Besuch auch anderen Sehenswürdigkeiten aus eine herzerfrischende Augenweide zu bieten, beabsichtigte Sinerulien, der Residenzbühne ein Ballett einzusetzen und anlässlich der Anwesenheit des Nachbarfürsten erstmalig auftreten zu lassen.

Der Intendant, Herr Gockelmann, wurde beauftragt, in kürzester Frist eine Ballettgruppe einzustellen, und schon nach wenigen Tagen konnte dieser seinen Regenten melden, daß die Mädchen, sowie ein bekannter Ballettmeister, zur Stelle seien und daß die Proben bereits in vollem Gange wären.

Sinerulien war äußerst zufrieden und traf bald darauf im Theaterchen ein, um die Proben mit höchster Interesse zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit konnte der Landesvater feststellen, daß die zwölf Mädchen zwar durchwegs bildhübsch und außerdem nicht gut gewachsen, einige unter ihnen jedoch mit einer direkt zum Himmel schreienden Talentlosigkeit behaftet waren. Und da Herr Gockelmann trotz seiner grauen Haare in der ganzen Residenzstadt und noch darüber hinaus, ob seiner Vorliebe für junge, schöne Mädchen bekannt war, kam dem Landesvater ein peñlicher Verdacht, der sich noch verstärkte, je länger er den vergeblichen Bemühungen des Ballettmeisters, Herrn Francois, zusah.

Die Miene des Herrschers verdüsterte sich zu sehends, bis er endlich „Hall!“ donnerte und die Probe abklopfen ließ. Dann stieg er höchst persönlich die Treppen zur Bühne hinauf und blitzte die lieblichen, nunmehr aber äußerst erschrockenen Mädchen der Reihe nach ab.

„Zum Donnerwetter, ich befehle, daß sämtliche Liebchen des Herrn Intendanten augenblicklich die Bühne verlassen müssen!“

Worauf es auf den Brettern, die die Welt bedeu-

ten, zu rauschen anfing, da elf Mädchen in weißen, düftigen Ballettröckchen augenblicklich in den Kulissen verschwand.

Die Zonensäder an des Fürsten Stille schwoll hoch an, doch plötzlich wurde sein Blick milde, denn eines der Mädchen, und gerade das Blondeste und Schönste unter allen, war schüchtern und unentschlossen inmitten der Bühne stehen geblieben. Besänftigt trat der Herrscher auf sie zu und strich ihr väterlich über die seidigen Locken.

„Freut mich, freut mich ungemein, wenigstens eine anständige Mamsell in meinem Ballett zu haben. Sie darf sich von Ihrem Fürsten eine kleine Gunst erbitten!“

Und als der Landesvater merkte, daß das Mädchen blutrot wurde und vergebens nach Worten rang, um ihre Bitte richtig vorzubringen, setzte er huldvoll hinzu:

„Also los, zieren Sie sich nicht, was fehlt Ihr zum Glückseligkeit?“

Da knickte die Kleine tief bis zur Erde hinunter und sagte, ihre Verlegenheit tapfer niederringend: „Ein neues Kleid! Wenn Ihre Durchlaucht die Gnade hätte, mir ein schönes Kleid zu schenken, ich habe nämlich heute mein erstes Rendezvous — mit dem Herrn Intendanten.“

Ob diese Bitte genehmigt wurde, ist nicht bekannt. Sicher aber ist, daß anlässlich des hohen Besuches im Residenztheater leider doch keine Balletaufführung stattgefunden hat.

ZIEGELSTEINE

Wie schlicht und einfach sehen sie aus. — Aber ich mag sie gerne beschauen, denn ich weiß, mancher kann mit ihnen ein Haus oder auch sonst etwas schönes bauen.

Je nachdem, wie er sie frägt wird es denn nüchtern und kalt oder auch eckig und winklig vergnügt, und wenn er es gut macht, niemals alt.

Und was wohl alles in so einem Bau geschehen mag und vor sich geht? Ich sehe eine junge Frau, die am Fenster nach ihrem Manne späht.

Na, und so weiter.
Ziegelsteine schaue ich gerne an.
Sie stimmen mich irgendwo nachdenklich heiter.
Und wenn ich selber nicht bauen kann: soll ich mich dadurch quälen lassen?

Stellen sich gute Gedanken ein, und kann ich sie nicht in Worte fassen will ich doch glücklich sein.

JURGEN BIEGER

DE FRAUENRÄUBER

VON ERIK STOCKMARR

Spät des Abends, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, gehe ich gewöhnlich ein bißchen spazieren. Ich mag gerne so einen kleinen Abend- oder Nachspaziergang. Viele Menschen wagen nicht im Dunkel auszugehen, aber ich habe keine Angst. Was heißt überhaupt Angst? Kenne ich nicht. Habe sie nie gekannt.

Neulich, als ich meinen abendlichen Spaziergang vornahm, passierte mir etwas Sonderbares. Ich schlenderte einen einsamen Weg entlang, als ich plötzlich in der Ferne zwei Männer sah, die eilig damit beschäftigt waren, irgend etwas wegzuschleppen. Zuerst erkannte ich in der Dunkelheit etwas unbestimmtes Weißes, dann entdeckte ich ein paar schlankte Beine, die sich oben in der Luft bewegten. Und dann, auf einmal, unterscheidete ich einen weiblichen Körper, der ganz — bitte halten Sie die Hände vor die Augen — der ganz nackt war in der Ferne leuchtete er wie weißes Elfenbein.

Hier ist irgend etwas Geheimnisvolles los, dachte ich und versteckte mich schnell hinter einem Baum. Ich sah, wie die zwei Männer unbarmherzig die arme Frau in ein Auto hineinschleppen. Das sind Gangster, dachte ich, Frauenräuber! Sie wollen die Dame ermorden oder verkaufen. Ich faltete die Hände und bat Gott, daß sie mich nicht entdecken möchten, denn dann würden sie wohl auch mich töten. Meine Knie zitterten, denn die zwei Mörder waren nur 5–6 Meter von mir entfernt. Plötzlich setzte sich der Wagen in Bewegung, und sie fuhren schnell mit ihrer schönen Beute fort. Als der Wagen in passender Entfernung war, sprang ich hervor und schrie ein donnerndes „Hall!“ Sie waren aber schon weg. So schnell wie ich überhaupt konnte, lief ich in der Richtung, in welcher der Wagen verschwunden war. Gott sei Dank kam eben ein Taxiwagen vorbei, ich sprang hinein wie eine junge Gazelle, und befahl dem Chauffeur die Räuber zu verfolgen.

Als ich im Auto saß, lächelte ich stolz und sah im Geiste, wie ich die beiden Räuber verhaftete und die nackte Frau von einem furchtbaren Tod befreite. Sie küßte mich vor Freude und betrachtete mich mit größter Bewunderung. „Mutiger junger Mann“, flüsterte sie. Am nächsten Tag konnte man

über meine fantastische Tat in allen Zeitungen lesen:

„Tollkühner junger Mann! Heldentat am Mitternacht! Wie ein mutiger Mann eine nackte Frau befreite und zwei Massenmörder fing!“

Als wir ein Stückchen gefahren waren, erblickte ich einen Polizisten an einer Ecke. Ich steckte den Kopf heraus:

„Hallo! Sie! Fahren Sie mit. Es ist ein Massenmörder passiert!“

Er sprang ins Auto hinein und wir fuhren in rasender Fahrt weiter. Ich klopfte dem Polizisten aufmunternd auf die Schultern.

„Haben Sie nur keine Angst, mein guter Mann“, sagte ich, „ich werde die Sache erledigen. Sie stehen nun unter meinem persönlichen Schutz.“

Ich blickte nach vorne und sah plötzlich im Dunkel den Verbrecherwagen, der an einer Ecke hielt, nur ein paar Meter von uns entfernt. Ich bat den Polizisten auszusteigen:

„Frauen- und Polizisten zuerst“, sagte ich. Vorsichtig schlichen wir uns zu den Männern hin. Ich versteckte mich hinter dem breiten Rücken des Polizisten.

„Sieh mal dort!“, flüsterte ich, „nun tragen sie die Leiche aus dem Auto heraus. Das ist die nackte Dame.“

Ich schloß die Augen fest zu und flichte den Himmel um Gnade für mein junges Leben an. Als wir endlich bei dem Auto angelangt waren und die beiden Frauenräuber uns gegenüberstanden, wandte der Polizist sich plötzlich zu mir hin und griff mich am Kragen:

„So, Sie machen also Spaß mit die Behörden!“ sagte er böse.

Er zeigte auf die nackte Dame, die auf der Straße stand und mir freundlich zulächelte.

„Sieh mal da“, setzte er fort, „es ist ja nur eine Wachfigur! Und die Räuber sind zwei nette, junge Männer, die bis morgen früh eine Fensterausstellung fertig haben sollen. Folgen Sie bitte mir, mein Lieber, dann fahren wir zur Polizeistation.“

Und dann schmiß er mich ins Auto hinein, und wir fuhren weg.

100 Kronen mußte ich als Strafe bezahlen. (Aus dem Dänischen)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. NACLE)



In Wien steht das Anzengruberdenkmal. Zu seinen Füßen die bekannteste Figur aus seinem dramatischen Schaffen: der Steinklopferhans aus den Kreuzschreibern.

Fremde bewunderten das Denkmal.

Sie fragten einen Wiener, der daherkam:

„Sagen Sie, Herr Nachbar, das da oben ist doch der Anzengruber — wissen Sie vielleicht, wer die andere Figur da unten ist?“

Der Wiener, der sich das Denkmal noch nie angesehen hatte, denn er ging ja täglich daran vorbei, wollte sich vor den Ausländern keine Blöße geben und sagte:

„Ganz einfach — oben wird es der Herr von Anzengruber sein, wie er berühmt und reich war — und da unten, da ist er, wie er unten und klein einmal angefangen hat, als Steinklopfer —“

J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefschiff: München 2 BZ, Briefschiff.

Verantwortl. Schriftföhler: Walter Feilitzki, München. Bei der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverkäufte und Best.-Anstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 120.— Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postcheckkonto München 9920. Erfüllungsort: München.



„Wehe, wenn ich den Kerl erwische, der gesagt hat, daß wir in Frankreich mit Blumen und Girlanden empfangen werden!“

Fiori duri: „Gual se acciappo quel mascalzone che ebbe a dire che in Francia verremo accolti con fiori e ghirlandel.,“